

Beiträge zum ersten NETZ-Treffen

Texte I



Ein unvollständiger
Querschnitt durch
aktuelles Schaffen
junger Schweizer
Schreibender

Mit Texten von

- Perikles Mnioudis
- Jürg Rechsteiner
- Christoph Badertscher
- Franco Supino
- Peter Präfel
- Niklaus Schefer
- Vreni Mock
- Mike Feusi
- Johannes Barz
- Adrian Riklin
- Susanne Wagner

Umschlag:
Gian Franco Platti

NETZPRESS
ISBN 3-907715-35-9
Prosa

Martins Beitrag

Ein Kompositionswettbewerb fand statt. Dreiundzwanzig junge Leute sassen im Musiksaal des Schulhauses, in der Mitte die Pianistin Basilicata. Sie liess sich eine Komposition nach der andern geben, studierte kurz die Noten und spielte das Stück auf dem Flügel vor. Dann gab sie die Blätter zurück. Ihre Kommentare waren kurz und trocken: "dürfte kräftiger sein", sagte sie, "etwas zäh" und "paar pikante Stellen".

Zu gewinnen war eine Wohnung in der Altstadt und ein Freitisch im Hotel Löwen, je für ein Jahr. Viele waren sehr interessiert, vor allem die Konservatoriumsstudenten, die keine Wohnung finden konnten, in der man üben durfte. Martins Freund Stefan studierte Geige im dritten Semester. Martin studierte nicht, und er besass ein eigenes Haus. Ihm ging es einzig um das Urteil der Pianistin. Er hoffte, sich daran neu orientieren zu können, denn seine hobbymässige Beschäftigung mit Musik war in eine Krise geraten.

Stefans Stück gefiel der Jurorin sichtlich. Sie gab es kommentarlos zurück, nickte aber dem Komponisten anerkennend zu. Martin und seinen Freund überraschte das nicht. Sie wussten, dass Stefans Sachen gut waren.

Dann reichte Martin seine Mappe der Pianistin. "Ich bin nicht am Konservatorium", erklärte er. Er musste seine besondere Lage klarstellen. Diese Musiker und Musikerinnen kannten sich alle untereinander, und einige schienen sich schon die ganze Zeit zu fragen, was er denn für einer sei. Die Basilicata öffnete die Mappe auf dem schwarzen Flügel. Sie enthielt Kartoffeln und Tomaten, in mittelgrosse Würfel geschnitten und in eine Pfanne geschichtet, bereit zum Braten.

Martin spürte, dass ihm etwas ungeheuer Peinliches passiert war – eine absolute Frechheit allen Künstlern gegenüber. Der Skandal hing in der Luft.

Aber er entlud sich nicht. Die Basilicata hatte die Provokation aufgefangen und in einen Rahmen gestellt, und sie betrachtend, gewann Martin seine Fassung wieder.

Es dauerte eine Weile, bis die Kartoffeln gebraten waren. Dann würzte die Pianistin das Gericht, und alle assen mit gutem Appetit davon. Eine fast gemütliche Stimmung entstand, und Martin dachte, das sei noch das beste an seinem Beitrag. Ihm war allerdings klar, dass er keinen Preis bekommen konnte, und allen andern war es auch klar, das wusste er.

Schliesslich musste man weitermachen. Die Teller wurden weggestellt, die Pianistin wusch sich die Hände. Dann trat sie zu Martin und reichte ihm seine Mappe. "Recht haltvoll", sagte sie.

Der Gang

Ich klappte das Gesangbuch zu und lehnte mich vorsichtig auf dem knarrenden hölzernen Klappsitz zurück. Im Chor war es kalt, wie immer. Während der Priester das Tagesgebet sprach, räusperte ich mich ein letztes Mal und befeuchtete mir die Lippen. Obwohl der Priester ein älterer, schwerfälliger Mann war, brachte er jedesmal das Kunststück fertig, während der letzten Worte des Gebetes das Lesebuch aus dem Ambo zu nehmen, es obendrauf zu legen und an der richtigen Stelle aufzuschlagen, so dass die Lektorin nicht mehr zu blättern brauchte. Er musste entweder das Beten oder das Hantieren mit dem Buch völlig automatisch tun. Der Gottesdienst hat eine lückenlose Kette von Ereignissen zu sein.

Als der Priester sich umdrehte, stand ich auf und ging mit raschen Schritten zum Lesepult. Der Priester setzte sich zu den Ministranten, das Volk nahm unter Husten und Rascheln ebenfalls Platz. Ich zog das Mikrofon auf meine Höhe herunter. Dann blickte ich der Menge einen Moment lang ins Angesicht, las den kurzen Bibeltext möglichst langsam und deutlich und löste mit der Formel "Soweiheutigelesung" das verschwommene "Dankseigo" des Volkes aus. Ich kehrte an meinen Platz zurück.

Weil die Predigt hier hinten praktisch nicht zu verstehen war, liess ich meine Gedanken bald sich bewegen, wohin sie wollten. Meine Augen folgten fasziniert dem Mesmer, als er mit seinem steifen, zackigen Gang lautlos zum Hochaltar schritt, sich verbeugte und die panzerschrankartigen Türen des Tabernakels öffnete, um die Hostienkelche herauszunehmen. Da fiel mir mit einem Schlag mein Traum wieder ein:

Ich hatte an einer Sitzung der Opposition teilgenommen. Bei der anschliessenden Beizentour nahm mich Schorsch, ein alter Fuchs in der Dorfpolitik, bei der Hand und sagte: "Komm, ich zeige dir jetzt den Geheimgang." Wir stiegen ein, der Gang war recht geräumig und nicht völlig dunkel. Auf halbem Wege kamen wir zu einem Nebenausgang: der Hochaltar der Pfarrkirche. Man konnte die Tabernakeltüren von innen öffnen und einen Blick ins Kirchenschiff hinaus tun. Schorsch lachte spitzbübisch und sagte, seit seiner Kindheit sei er nicht mehr so frech gewesen, hier hinauszugucken. "Ich möchte aber nicht der Priester sein", sagte er, "von vorne sieht der alles verkehrt und muss doch ständig predigen, was recht ist." Wir gingen weiter bis zum Ende des Ganges, wo man auf den Landgemeindeplatz hinaussteigen konnte, wozu einige Konzentration nötig war, denn wie sich zeigte, hatte die Schwerkraft im Gang eine andere Richtung als die normale auf dem Platz draussen, nämlich himmelwärts. Man musste gut aufpassen, wo man sich hinstellte.

Schon im Traum hatte mich der Nebenausgang fasziniert. Jetzt stellte ich mir vor, was für ein Gesicht der Mesmer, ein pensionierter, einst als sehr streng bekannt gewesener Lehrer, wohl

machen würde, wenn ihm da jetzt anstelle von Christi Leib Schorschlis Nase entgegenleuchten würde. Schorsch war ein ausserordentlich bissiger Kirchenfeind, und das war verständlich, denn er war selbstbewusster und kämpferischer Linkshänder. In dieser Kirche herrschte selbstverständlich die Rechtsordnung.

Hier holte mich das helle Scheppern des Messglöckleins auf den Boden der Realität zurück. Das Geräusch zeigte den geheimnisvollen Moment an, wo Brot und Wein sich in Leib und Blut Christi verwandeln. Mein Magen knurrte, es war halb zwölf, und leider würde der Gottesdienst heute erst in einer halben Stunde zu Ende sein, weil an der Landgemeinde ja immer alles so feierlich in die Länge gezogen wurde.

Als ich durch die schwere Türe aus der Sakristei trat, wartete Schorsch mit einem aufgeregten Funkeln in den Augen. "Wenn niemand mehr in der Sakristei ist, gehen wir durch den Gang zum Landgemeindeplatz. Du kannst mitkommen, ich weiss ein gutes Plätzchen zum Zuschauen." Mir war das recht. Vorsichtig stiegen wir durch den Tabernakel ein. "Wissen eigentlich viele, dass es diesen Gang gibt?" fragte ich. "Ja klar, den kennt jeder", sagte Schorsch, "aber die meisten können halt hier nicht gehen, sie fallen auf die Nase und kriegen Schiss. Vor allem die Rechten." Und Schorsch schilderte mit Vergnügen, wie traditionellerweise nach der Landgemeinde die Opposition mit den Rechtshändern Fangis spielte. Der Gang endete im Haus von Kassandra Dörig, das direkt am Platz stand, hinter dem Stuhl der Regierung. Kassandra Dörig hatte sich schon am Fenster eingerichtet. Sie war wie Schorsch Linkshänderin und sehr aufgeregt, weil an dieser Landgemeinde wieder einmal das Linkshänderstimm- und -wahlrecht auf der Traktandenliste stand. Denn Kassandra und Schorsch durften nicht in den Ring, weil der Eid nur mit der rechten Hand geschworen werden konnte und eine Abstimmung mit links ungültig war. Der Ring war ungewöhnlich voll, es lag etwas in der Luft. Vor wenigen Jahren war die Linksordnung nur knapp abgelehnt worden.

Die Eröffnungsrede des regierenden Landamanns erzürnte Kassandra aufs Höchste. "Wenn der so weiterschwätzt, nehmen sie es noch an", schrie sie und packte einige Teller vom bereitgestellten Stapel. Schorsch hingegen rief "Bravo, jawoll" und amüsierte sich über Kassandras Wut. Sie war nämlich gegen die Linksordnung, was ich nicht so recht begriff, denn andererseits kämpfte sie seit Jahren erbittert mit dem Strassenverkehrsamt um ein Rechtsabbiegeverbot vor ihrem Haus. Da passierte Kassandra ein Missgeschick. Die hinausgeschmissenen Teller fielen zwar wunderschön scharf krachend auf den Platz vor dem Haus, unterbrachen die Rede des Landamanns und richteten alle Augen und Kameras auf unser Fenster. Doch Kassandra war in ihrer Erregung in die Zone des Ganges geraten, so dass sie – vom Platz aus gesehen – am oberen Fensterrand hing. Sie hatte sich zwar sofort geduckt, so dass die Menge sie nicht mehr erblickte. Aber einer hatte ganz zufällig das Fenster betrachtet, bevor Kassandra die Teller schmiss, und das war der stillstehende Landamann. Er sah die Frau da hängen und erstarrte. Der Säckelmeister räusperte sich, denn der stillstehende Landamann würde gleich zum regierenden gewählt werden und die Landsgemeinde leiten müssen. Der Landamann rieb sich die Augen und wandte sich wieder dem Geschehen zu. Ich fragte mich, ob er etwa den Gang nicht kenne. Schorsch zankte gerade munter mit Kassandra, als bei der Vereidigung des eben gewählten Landamanns eine Unregelmässigkeit geschah. Dieser hatte die Hand zum Schwören gehoben und wartete, dass ihm die ersten Worte des Eides vorgesprochen würden, als er heftig zusammenzuckte und auf seine Hand starrte. Er war im begriff gewesen, mit der linken Hand zu schwören. Der Landamann machte weiter, bevor sein Missgriff eine Lücke reissen konnte. Kassandra und Schorsch wollten es kaum glauben. "Hast du es wirklich richtig gesehen?" Ich aber war sicher.

Der Landamann holte tief Luft und sprach besonders langsam, als das heikle Geschäft an der Reihe war. Zwei Redner aus dem Volk fassten sich kurz und ernst. Die Hände schossen nach oben, als der Landamann seine Aufforderungsformel aussprach. Sie blieben lange ordentlich ausgereckt stehen, während der Landamann über die ganze Breite des Platzes schaute, um die Stärke des

Armwaldes abzuschätzen. Ohne sich weiter mit den andern auf dem Stuhl zu besprechen, sprach er dann ins Mikrofon: "Ihr habt dem Linkshänderstimm- und -wahlrecht mit grosser Mehrheit zugestimmt." Und als das Jubel- und Protestgeschrei sich zu legen begann, fügte er hinzu: "Ich muss eure Abstimmung hiermit für ungültig erklären. Ihr habt mit der linken Hand abgestimmt." Da brachen überall unzusammenhängende Bewegungen aus. Der stillstehende Landamann sprang heftig auf und schrie auf den regierenden ein. Der Landweibel drehte das Mikrofon auf die Seite, damit das Volk nicht mithöre. Aber das Volk hatte mit der eigenen Verwirrung genug zu tun. Schorsch lachte schon wieder, aber ich verstand nicht, was er zu Kassandra sagte, weil jetzt die Glocken der Pfarrkirche losdröhnten. Ich schrak auf und schlug mit dem Hinterkopf gegen eine hölzerne Blume. "Gehet hin in Frieden", sagte der Priester gerade. "Gozzeidang" murmelte das Volk zufrieden.

Aus dem Reisetagebuch

1. Januar

Vorläufig bewegen wir uns nur im Haus – in der Küche und im Wohnzimmer, im Badezimmer. Wir machen Schritte von einer Person zur andern, zu zweit und allein. Unsere Führerin ist in Ordnung, leider etwas zu ungeduldig, manche sind schon ganz verwirrt. Natürlich gibt es Anleitungen und Landschaftsskizzen. Was mich betrifft, halte ich mich vorläufig an die erreichbaren Grundschritte, bevor ich nach verlockenden grossen Sprüngen schiele.

12. Januar

Ich bin unheimlich müde. Nicht nur das neue Gehen ist so anstrengend, fast ebenso ermüdet es mich, ansehen zu müssen, wie andere gehen lernen. Quälend bei den einen, begeistert bei den

ändern. Aber alle wollen diese Gegend kennenlernen, dazu kommen sie her, lassen sich wie kleine Kinder an der Hand nehmen, auch loben und tadeln. Und wie die kleinen Kinder wollen sie alle schon erwachsen sein und wie Grosse respektiert werden. Einige laufen schon mal in zu grossen Schuhen herum.

13. Februar

Langsam wagen wir uns auf die ersten Pfade in der Stadt und in der Natur. Wir folgen auch nur den ausgetretenen und vorgezeichneten Anfängerwegen. Trotzdem, es ist schon die echte Landschaft selber, die gleiche, die auch die Einheimischen begehen, und wenn wir auch nicht so gewandt gehen wie sie, so gehen wir aufmerksamer und genüsslicher. Manchmal zeigt uns ein anderer Führer die Einwohner – von weitem, oder in Filmen. Wir beobachten ihre Schritte, ihr Tanzen, erkennen ein einzelnes Muster wieder und freuen uns überrascht, und auch die Eigenart glauben wir zu spüren, das Typische dieser Gegend. Doch sind wir alle im Grunde froh, keinem Einheimischen wirklich zu begegnen – wir würden uns so schämen, ihn bloss anstauen zu können. Und bis wir gemerkt hätten, wohin der Einheimische seinen Schritt lenkt, und bis wir uns auch noch einen passenden Schritt überlegt hätten, ihm zu folgen – oje, er wäre längst davongegangen, achselzuckend oder lächelnd. Oder aber er würde uns mitleidig bei der Hand nehmen und uns geschickt um Hindernisse herumzusteuern versuchen – was wir aber auch nicht gerne haben, schliesslich sind wir erwachsene Menschen und nicht blöd, sondern nur fremd hier. Natürlich kann man hoffen, die Hiesigen kennen auch unsere Gangart, könnten uns folgen. Aber es geht ja darum, ihre Gangart zu lernen.

20. März

Zu Hause ziehen die Leute die Augenbrauen hoch und sagen: was, diese Landschaft bereist du, das muss schwierig sein und ganz etwas anderes als die unsrige.

Nun ja, eigentlich nicht, denn es gibt auch hier Menschen, Häuser und Bäume, den Himmel. Aber eben, man findet ganz andere

Pfade, überraschende Abkürzungen oder nicht einsichtige Umwege, und lästige Unterführungen, wo zu Hause Niveauübergänge sind. Man begeht zwei Pfade auf unterschiedliche Weise, die man bei uns völlig gleich beschreitet. Willst du beispielsweise auf ein lebendes Wesen zugehen, musst du in einer andern Tonart gehen, als wenn es ein Stein, ein Auto oder sonst etwas Totes ist. Die erlaubten Töne sind 1-2-3-2-5-6 anstatt 1-2-3-4-5-6.

Man kann nicht sagen, es sei hier schwieriger, zu tanzen. Im Prinzip gewöhnt sich der Körper an alles. Gehen und tanzen sind eigentlich Leistungen des Körpers.

25. April

Mein Ideal ist es, hier so gehen zu können, dass ich nicht an meine Beine denken muss, sondern mich auf mein Ziel konzentrieren kann, oder was mein Ziel werden könnte, was links und rechts von mir wächst und steht, wie es aussieht und tönt. Jetzt gelingt mir das ab und zu schon – aber nur, wenn ich mich streng auf die schon zugänglichen, keine unbekannten Schritte erfordernden Wege beschränke. Ich will mich beschränken – ich halte nichts davon, auf zu grossem Fuss zu gehen. Einige versuchen das immer wieder. Da ist einer, der will immer zum See, obwohl wir das Gehen am See, im Sumpf und im Schilf noch nicht gelernt haben. Er geht dann auch nicht richtig, zappelt bloss, fällt schliesslich in seine Muttergangart zurück, ohne aber umzukehren – er will unbedingt zum See. Schliesslich kommt er auch irgendwie hin – aber in Wirklichkeit ist er doch nicht dort gewesen, wenigstens nicht an diesem See. Denn es ist nicht das gleiche, ob ich mich diesem See auf den hiesigen Pfaden nähere, oder ob ich irgendwie, kreuz und quer durchs Unterholz brechend hingelange. Manchmal ist die Führerin nachsichtig mit ihm und anerkennt seine falschen Schritte, manchmal pfeift sie ihn zurück oder geht einfach mit den andern weiter.

11. Juni

Unsere Führer, die Verführer. Sie müssen verführen, weil man nicht immer selber Lust hat, was neues zu lernen oder einen alten

Schritt zum 100. Mal zu korrigieren. Aber da ist mehr, da sind Träume zwischen ihnen und uns. Wir träumen alle – keiner redet zwar davon – wir träumen immer wieder, unsere Führer würden uns in den Kreis derer aufnehmen, die gehen können. Uns auf einen ganz freien Ausflug mitnehmen, mit uns über eine Wiese rennen, gar schwimmen, das allerschwierigste... Keiner kann es vermeiden, plötzlich wieder einen Augenblick lang zu glauben, es sei so weit, die Führerin werde jetzt diesen bestimmten Blick, dieses Lächeln oder diese Geste ausführen, die sagen: es ist so weit, wie ein Ritterschlag. Sie wäre nicht mehr unsere Führerin, sondern meine Begleiterin, mein Freund, der Mitmensch, der Spaziergänger, und er würde mir dieses Land und alle seine verborgenen Schönheiten zeigen, nicht aus Berufspflicht, sondern wegen mir. Die Berge zum Beispiel.

Natürlich, ganz vermessene Träume sind das, ganz asoziale, unemanzipierte und kindische. Und doch sind sie lebendig: wie oft versucht es doch jeder täglich, einen freieren Schritt zu tun, einen verwegenen und lässigen Sprung, um der Führerin zu zeigen: schau, im Grunde bin ich soweit, du kannst mich wie deinesgleichen behandeln, mit mir gehen wohin du willst, ich schaffe es, mitzukommen. Ja – aber ob sie dann auch noch irgendwo mit ihm hingehen will, wenn er gehen kann? Ist er ihr denn sympathisch? Das wissen wir ja nicht – im Unterricht ist sie zu allen freundlich, tanzt mit jedem, aber das gehört zu ihrer Funktion. Kinderträume.

12. Juni

Andrea, warum willst du denn, dass der Führer dich mag? Glaubst du vielleicht, dir die Landschaft erobern zu können, indem du ihn eroberst, sozusagen stellvertretend? Meinst du nicht, das ist zu einfach gedacht? Kinderlogik. Und was hat Sympathie mit Tanzen zu tun? Willst du hier schöne Gefühle erfahren, oder Schritte lernen, um eine Landschaft zu erleben?

13. Juni

Andrea sagte mir: Nein, es geht nicht darum. Ich bin schon so viele Monate hier, und immer mit diesem Menschen zusammen,

der mich Schritte lehrt. Jeden Tag starre ich ihn fünf Stunden lang an. Wenn man gehen lernt, kann man noch nicht gehen, man ist ein unbeholfener Tölpel. Man ist nicht sich selbst, denn jene Schritte, die man beherrscht, gelten hier nichts, und jene, die etwas gelten, die wahrgenommen werden, die kann man noch nicht. Allmählich kennt man einige. Man kann kleine Stückchen von sich ausdrücken. Man erobert langsam Teile der Freiheit und der Welt, die man anderswo doch schon hätte, aber die man freiwillig aufgegeben hat, um hier diese Gegend zu lernen. Aber ich erkenne mich selber manchmal nicht, wenn ich die hiesigen Schritte tue, meine Füße scheinen mir nicht zu gehören, wenn ich sie so tanzen sehe, wie man es hier soll. Ich muss wirklich wie ein Krüppel aussehen. Und ich schäme mich vor dem Führer. Wenn er mich nämlich verachtet? Deshalb ist es mir wichtig, sein Wohlwollen zu spüren. Er muss wissen, dass ich in Wirklichkeit ganz anders bin, viel geschickter, ebenso klug wie er, in manchem klüger. Manchmal hasse ich ihn – was bildet er sich bloss darauf ein, die Gangarten zu beherrschen? Er kann ja nichts dafür. Er hat einen verdammten bequemen Job. Wenn er mich verachtet (ich weiss es ja nicht ganz sicher), woher soll ich die Kraft nehmen, zu lernen? Ich hasse es, so ungeschickt zu sein.

Vreni Mock, geboren 1966 in Steinegg bei Appenzell. "Der Unterschied zwischen Appenzeller- und anderem Käse", in: Appenzeller Lebensart. Bruno und Vreni Dörig-Hug (Hrsg.), noah verlag Obereggen, 1991. Die hier abgedruckten Texte sind erstmals publiziert.